

№ 16. 1897.

Auf der „Kolumbia".

Eine Seegeschichte von **H. Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Ich schloß das Schiffsbuch, legte es in den Kasten und brachte diesen in den Schrank. Dann machte ich der Kranken einen frischen Umschlag, flößte ihr Arznei nebst Kraftbrühe ein und begab mich in meine Kabine.

Ich mußte hierzu an dem Kapitän vorbei. Er lag noch regungslos unter der Decke. Morgen wird es sich zeigen, wie es mit ihm steht, heute mag ich ihn nicht wecken, wenn er überhaupt noch zu wecken ist.

Ich fühlte mich zu erschöpft, etwa einen neuen Ringkampf mit ihm zu bestehen. Ich erschrak fast, so laut murmelte ich diese Worte. Unfähig, weiter etwas zu denken, warf ich mich ganz zerschlagen auf mein Lager.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, meine Kabine war lichterfüllt, und die See glänzte im fröhlichsten Vormittaglicht — es mochte wohl gegen neun Uhr Morgens sein. Ich ging in die Küche, die neben meiner Kabine war, und kochte eine tüchtige Portion Thee und aß dazu beinahe eine halbe Blechkapsel englischer Biskuits, von denen ich einige Dutzend Kistchen unversehrt entdeckt hatte. Meine Sorgen und Aengsten waren ausgeschlafen. Ich fühlte mich stark und kräftig, und hoffte den Kapitän, wenn er nicht gar zu wüthend war, falls er überhaupt noch lebte, bändigen zu können. Um nach ihm zu sehen, stieg ich auf das Deck. — Decke und Kapitän waren verschwunden! Ich fühlte doch einiges Besorgniß und nicht geringes Bangen, das Kapitänslogis zu betreten. Wenn er bei meinem Eintritt mich niederschoß, eine verborgene Waffe benutzend, oder mir den schweren Zündstein, der auf dem Tische stand, an den Kopf warf? Geheuer war die Sache keineswegs, und Vorsicht vor allen Dingen gut.

Ich bewaffnete mich daher mit einer eisernen Stange, die ich gefunden hatte, und kletterte die Treppe zur Kapitänskajüte hinab. Trotzdem ich absichtlich nicht leise auftrat, regte sich in der Kabine nichts. Lautlos schlich ich nun in den Raum.

Dort lag der Kapitän auf dem Sopha mit dem Tuche bedeckt und schlief sichtlich tief und ruhig. Die Augen hatten blaue Schatten, das Gesicht war bleich und abgezehrt, die Haare erschienen mir grauer als vorher, aber der starre, verzerrte Gesichtsausdruck war aus den Zügen verschwunden. Die Nacht in der kalten, frischen Luft mußte eine Krisis herbeigeführt haben, denn der Mann sah wohl schwer erschöpft und sehr heruntergekommen, jedoch absolut nicht mehr so krank und entstellt wie gestern aus.

Ich ging an ihm vorbei in die Kabine der Kranken: diese lag unverändert — doch etwas war anders, sie hatte die weißen, abgezehrten Arme unter den Kopf geschoben, und zum ersten Male, seitdem ich sie gesehen, starrten mich die Augen nicht mehr an — die Augenlider mit starken Wimpern lagen über denselben.

Ich nahm das Milchgefäß und goß ihr einen Eßlöffel voll der Flüssigkeit in den Mund, die Kranke hustete dabei und schluckte, die Augen öffnete sie nicht, sie veränderte auch ihre Lage nicht. Ich gab ihr Chinin, wusch mit einem nassen Handtuch ihr das Gesicht, wobei sie tief athmete, sonst aber völlig theilnahmlos blieb, und begab mich dann, das Milchgefäß in der Hand, in den anderen Raum.

Als ich dort hineinkam, saß der Kapitän aufgerichtet da und sah mich erschreckt, erstaunt und verwundert an. Er öffnete den Mund, um zu sprechen, wurde bleich und fiel, von Schwäche sichtlich übermannt, rückwärts wieder auf das Ruhebett zurück. Ihm etwas einzuflößen, getraute ich mich, eingedenk der früher gemachten Erfahrungen, nicht. Ich stellte die große Schale aufgelöster Milchkonserve



Prinz Georg von Griechenland. (S. 126)

und einen Becher Burgunder vor ihn auf den Tisch und ging wieder auf Deck, kletterte auf das Dach des Kompaßhäuschens und hielt Umschau nach allen Seiten des Firmaments.

Nichts als Himmel und Wasser, leuchtender Himmel und glitzernde See, nirgends ein Segel, ein Dampfer, keine Spur von Küste oder Fels!

Sanft trieb das Wrack gleichmäßig schaukelnd auf den großen Wogen des Atlantischen Ozeans dem Süden zu.

Um eine Beschäftigung zu haben, richtete ich eine der großen rothen Seitenlaternen der „Kolumbia“ als Nachtsignallaterne zu und befestigte sie oberhalb der von mir improvisirten Flagge an einer kleinen Raastenge. Dann ging ich an das Mittagkochen, wobei mir die Katze sehr aufmerksam Gesellschaft leistete. Ich kochte einen tüchtigen Topf Wasser ab, filtrirte es durch Löschpapier und reinigte es mit Chlorlösung, dann bereitete ich damit eine Suppe von Bohnenkonserve und wärmte dazu eine anständige Portion Braten. Es war von diesem viel Vorrath da. Auch eine Flasche Wein gestattete ich mir.

Nachdem ich gegessen, war Mittag schon längst vorüber, und ich hatte jetzt den Muth, nach dem Kapitän und der Dame zu sehen. Der Schiffsführer saß wieder auf seinem Ruhebett, die Arme lang auf den Tisch gestreckt und den Kopf dazwischen. Bei meinem Eintritt erhob er das Haupt und sah mich mit dunkeln, düsterblickenden Augen an:

„Wer sind Sie und wie kommen Sie auf dies Schiff?“ sprach er mit schwacher, heiserer Stimme.

„Ich bin ein Schiffbrüchiger und vorgestern Nacht gegen dies Wrack getrieben worden. Ich übernahm es, Sie und die Dame zu pflegen.“

Der Kapitän schaute mich wieder finster aus seinen seltsam dunkeln Augen an, darauf wurde er fahlbleich und sein Kopf neigte sich und sank vorwärts auf den Tisch; hierbei stieß er die Milchschale um, sie war leer.

Ich verließ den Mann, versorgte die Kranke, welche unverändert, wie es schien schlummernd, dalag, und kletterte in die Vorrathskammer. Dort bereitete ich neuerdings Milch und setzte eine vollgefüllte Schale davon dem Kapitän auf den Tisch. Dann sann ich darüber nach, wie ich die Kranke umbetten könnte. Bei meinen Entdeckungsfahrten hatte ich einige ganz neue Matratzen gefunden. Ich schleppte eine davon bis an die Treppe des Kapitänslogis und schob sie die Stufen hinunter. Nachdem ich dies vollbracht, suchte ich neue Wolldecken, auch deren waren noch ungebrauchte da.

Als ich nach einer Stunde etwa wiederkehrte, fand ich zu meinem Erstaunen die Matratze nicht mehr an ihrer Stelle, dagegen die gebrauchte in der Kapitänskoje am Boden liegend. Ich zog diese die Stufen hinauf und warf sie in's Wasser.

In das Kapitänslogis zurückgekehrt, fand ich den Kapitän schweißtriefend und keuchend, die Kranke aber neu gebettet. Ich wollte an ihm vorbei in das Schlafzimmer. Der Kapitän wehrte mit seiner abgezehrten Hand ab.

„Sie werden das Zimmer nicht mehr betreten,“ brachte er mühsam hervor. „Ich danke Ihnen für das, was Sie gethan haben. Ich werde aber diese Dame, die meine Braut ist, selber pflegen.“

„Wenn Ihre Kräfte das erlauben, bin ich's zufrieden, ich werde aber für Nahrung wie bisher sorgen.“

Der Kapitän nickte und sank dann wieder erschöpft auf sein Lager.

Ich verließ die Kabine und ging auf Deck.

Mir war einleuchtend, daß der Kapitän für die junge Dame unter diesen Umständen selbst sorgen wollte. Nur schien mir sein finsterer Blick, seine abweisende Kürze völlig unnöthig. Ich hatte geleistet, was ich leisten konnte; zwar war das nur Menschenpflicht, aber einen kleinen Dank, ein freundlicheres Benehmen verdiente ich doch. Nun, vielleicht war diese Kürze und Düsterkeit eine Folge der Krankheit, deren Krisis der Kapitän eben erst überstanden, vielleicht auch war der Mann von Natur finster und herbe.

Er sah darnach aus. Gewaltig groß, trug sein sehniger Körper ein markiges Neptunshaupt mit leidenschaftlichen Zügen; über tiefliegenden, scharfen, finsteren Augen wölbten sich sehr hochbuschige schwarze Augenbrauen, die Stirn war schmal und steil. Vertrauenerweckend und anheimelnd war das Gesicht des Kapitäns freilich nicht, was ging das jedoch eigentlich mich an? Ich bedauerte nur das Mädchen, wenn es wirklich unter der Gewalt dieses Mannes zu stehen hatte.

Ich vertrieb mir die Zeit bis zum Abend, indem ich eine Kraftbrühe kochte und mit Säge und Beil die Thür zum Mannschaftslogis so einrichtete, daß ich sie schließen konnte, denn durch die dauernd schiefe Lage des Schiffes war Alles aus den Fugen gekommen. Dann bohrte ich noch für alle Fälle ein Guckloch in die Thür, erweiterte dieses und brachte davor eine Klappe von Eisenblech an, die ich Nachts öffnen wollte, damit mehr Luft in den Schlafraum strömen konnte.

Während dieser Arbeiten war es Abend geworden. Ich brachte dem Kapitän Fleisch, Wein, Milch, Zwieback und frisches Seewasser für Umschläge. Der Mann sah bleich aus und schien mir tödtlich erschöpft.

„Kann ich Ihnen vielleicht irgend einen Dienst leisten?“ fragte ich.

Der Kapitän schüttelte den Kopf und bewegte abweisend die Hand.

Ich überließ ihn seinem Eigensinn und begab mich auf das Deck, wo ich über die See Umschau hielt. Wir hatten schöne, heitere, stille Oktobertage, die Sonne ging in einer leichten Nebelbank glühroth unter und bestrahlte das Meer mit sanftem, friedlichem, warmem Abendschimmer. Es glich einer Rosenfluth, welche mit dem zum Sterben, zur Vernichtung verurtheilten Schiffe sanft und heiter koste; von einem Segel oder einem Dampfstreifen war in der riesigen Weite, die mein Blick bei dem ruhigen Meer durchmessen konnte, nichts zu entdecken. Ich zündete die Laterne an und ging zu Bette.

Am nächsten Morgen öffnete ich eine Kiste Thee und bereitete daraus das Frühstück. Als ich damit zum Kapitän kam, fand ich ihn besinnungslos im Fieber liegend und ununterbrochen vor sich hin murmelnd. Ihm Nahrung beizubringen wollte mir nicht gelingen, ich ging in den Nebenraum und fand die junge Dame in dem Kissen aufrecht sitzend und mich aus matten, aber klaren Augen forschend, verwundert und erstaunt ansehend. Sie erhob mit bittendem Ausdruck die zusammengelegten weißen Hände und schaute mich dabei flehend an.

Es war ihr sichtbar unmöglich, ein Wort hervorzubringen. Ich bot ihr Thee und Milch an, auch englische Biskuits. Sie nahm etwas zu sich, dann fiel sie zurück, erhob sich jedoch nach einigen Augenblicken wieder und legte den Finger auf den Mund.

„Kapitän dort?“ hauchte sie fast unhörbar.

„Er ist im Fieber und hat keine Besinnung.“

„O schützen Sie mich vor jenem Manne, retten Sie mich!“ kam es über die Lippen der Kranken. Dann sank sie wieder, die Augen schließend und marmorbleich, zurück.

Die Dame hatte auffallend schöne, edle Züge, ihr Antlitz besaß etwas seltsam Reines und Vergeistigtes, eine Erscheinung, an welcher wohl die eben überstandene schwere Krankheit ihren Antheil haben mochte.

Ich ließ das Mädchen ruhen und ging zum Kapitän; ich fand ihn unverändert. Darauf begab ich mich auf Deck, wo ich eine Bank gezimmert hatte, und setzte dort mich nieder.

Was ich soeben durch die wenigen Worte des Mädchens erfahren, war nicht dazu geeignet, meine unbehagliche Stellung hier auf dem Wrack angenehmer zu gestalten.

Sie flehte meinen Schutz und meine Hilfe an gegen den Kapitän. In welchem Verhältniß standen die Beiden zu einander? Der Kapitän nannte sie seine Braut. Aus welchem Grunde hatte sie dennoch ihn zu fürchten? Weshalb und in welcher Eigenschaft befand sie sich auf der „Kolumbia“? Der Kapitän war ein gewaltthätiger Mann. Das sah man ihm an; in sein eigentlich nicht unschönes Gesicht hatten die Leidenschaften ihre Runen gegraben.

Aber was veranlaßte sie, flehend meine Hilfe anzurufen? Wie sollte und konnte ich ihr Schutz verleihen, war ich denn dazu berechtigt? Wer war sie, und konnte der Kapitän nicht Recht haben, wenn er sie streng hielt? Falls ich gegen den Kapitän auftrat — er war ein riesenstarker Mann, und wenn auch der Zustand des Schiffes seine Befehlshaberschaft hier aufhob, war er doch der Aeltere und hatte jedenfalls mehr Recht auf dem Schiff hier, als ich. — Hier war eine Aufgabe von mir verlangt, bei welcher mir der Boden unter den Füßen fehlte.

Sollte aber ein Mädchen, mit einem derartig edlen und reinen Gesicht wie dieses Mädchen, etwas von mir verlangen, das ich nicht thun durfte? Ich wies diesen Gedanken ab, ihr Flehen, ihre Schwäche diesem Manne gegenüber, ihre ganze lichtblonde, verklärte, hilflose Erscheinung rührte mein Herz, bewegte mich tief, außerdem war sie ein armes, unglückliches Weib, allein auf diesem Schiffe mit zwei Männern, und es war Pflicht meiner Ritterlichkeit, ihr beizustehen, wenn der Eine sie bedrohte.

So grübelte ich und nahm mir vor, nicht zuzulassen, daß ihr von dem Kapitän ein Haar gekrümmt würde, mochte daraus entstehen, was da wollte. Heiter und gemüthlich würden die nächsten Tage auf diesem Wrack, wenn es so lange noch zusammenhielt und nicht an einem Felsen zerschellte, gerade nicht sein, dessen war ich sicher. Es wäre vielleicht gut, wenn ich einige Vorbereitungen träfe.

Bewegt von diesem Gedanken ging ich in mein Logis, um für den Nothfall eine tüchtige Verbarrikadirung des Einganges zuzubereiten. Dann stellte ich für mich und die Kranke ein Mittagmahl her.

Der Kapitän befand sich noch im gleichen Zustand wie am Morgen; die junge Dame jedoch war sichtbar kräftiger. Als ich ihr Milch gab, drückte sie mir dankbar die Hand mit zartem, schwachem Druck und winkte mir, nahe an ihrem Mund zu lauschen.

„Holen Sie mir den Blechkasten,“ flüsterte sie, nach dem Schränkchen deutend.

Ich brachte ihr den Kasten mit dem Loggbuche.

„Oeffnen Sie!“ kam es von ihren Lippen.

Ich that, was sie verlangte.

„Nehmen Sie das Packet unter dem Buche,“ sprach sie.

Ich wollte es ihr geben.

„Nein, nein, verbergen Sie es und bewahren Sie es für mich auf!“

Ich sträubte mich, diesen Wunsch zu erfüllen.

„Es gehört mir, thun Sie es,“ flüsterte sie vor Erregung roth werdend und fast befehlend.

Ich willfahrte ihr zögernd.

„Bringen Sie jetzt die Kassette zurück,“ trug sie mir auf.

Ich verwahrte die Blechkapsel wieder in dem Schränkchen des Kapitäns. Als ich zurück-

kam, ergriff sie meine Hand und küßte sie. Ich erschrak darüber. Es war das erste Mal, daß mir eine Dame die Hand küßte.

Sie legte den Finger auf den Mund. „Dort,“ flüsterte sie und wies nach einer kleinen Kojenthür, „liegt der Revolver des Kapitäns und der Patronenkasten. Nehmen Sie ihn nur um Gottes willen zu sich — es ist nöthig. Sie kennen den Kapitän nicht, Sie wahren dadurch Ihr Leben,“ rief sie mit unterdrückter Stimme.

Das schien mir unter diesen Umständen keine üble Vorsichtsmaßregel, und ich that, wie sie geheißen. Dann winkte sie mir hastig fortzugehen.

Ich verstand und brachte den Revolver nach meinem Logis und dort in Sicherheit. —

Es vergingen drei Tage; das Wrack trieb unter sonnigem Himmel, auf ruhig glänzender See in milden Lüften dahin, gleichmäßig auf und nieder schwebend; nirgends eine Spur von Land, ein Schimmer von einem Segel, etwas, das auf Vorhandensein von Menschen und menschlicher Thätigkeit hinwies. Wasser und Himmel überall, zu allen Zeiten, nach jeder Richtung, nichts als Wasser und Himmel, eine schauerlich gleißende, glänzende, unbarmherzig gleichmäßig lachende Oede. Wir mußten weit von jeder Bahn der Schiffahrt abgekommen sein. Den Kompaß hatten ohne Zweifel die von der „Kolumbia“ Flüchtenden mitgenommen, denn die Kugel war leer, und in der Kapitänskajüte fand ich keinen zweiten. Der größere Glanz der Sterne, das tiefe Blau des Himmels, das Erscheinen des südlichen Kreuzes zur Nacht zeigten mir jedoch, daß wir in südlichen Breiten uns befanden.

Wo wir schaukelten, wohin wir schwammen — ob kreuz und quer, ob wir vielleicht im Kreise herum trieben, wie lange diese Fahrt noch dauern würde, das mochte Gott wissen!

Der Kapitän befand sich manchmal besser, er nahm Milch zu sich, genoß Wein und Kraftbrühe, viele Stunden des Tages und der Nacht lag er jedoch theilnahmlos da und in heftigem Fieber. Ich gab ihm große Portionen Chinin. Das junge Mädchen gewann zusehends an Kräften, es wurde munterer, bekam eine frischere Gesichtsfarbe. Es that ihr sichtlich wohl, daß ich durch ständiges Offenlassen der Luken und Thüren der frischen Seeluft Zutritt in ihr Logis gestattete. Weitere Aufklärung gab sie mir jedoch nicht. Es kam mir vor, als ob sie sich davor fürchtete, daß der Kapitän trotz seines Zustandes, von dem sie stets verständigt war, etwas hören könnte.

Am vierten Tage, als ich die Kabine betrat, fand ich die Kranke zu meiner größten Ueberraschung angekleidet im Bett sitzen. Sie schien auf mich gewartet zu haben, denn sie winkte mir, eilig näher zu treten.

„Führen Sie mich in meine Kabine,“ sprach sie schwer athmend.

„Wo ist die?“ brachte ich immer noch erstaunt und beunruhigt hervor.

„Links von den Passagierkojen.“

Diese hatten den gleichen Eingang wie die Mannschaftskojen, dieselbe Treppe führte vom Achterdeck hinunter, die Kojen waren durch Seitenthüren verschließbar, und ein Gang führte mitten hindurch zu den von einer anderen Thür abgesperrten Lagerstätten der Matrosen. Schloß man die Lukenthür zur Treppe, so konnte Niemand weder zu den Passagier- noch zu den Mannschaftskabinen gelangen. Mit dieser Umsiedelung war demnach das junge Mädchen völlig der Macht des Kapitäns auf diesem Schiffe entzogen. Durfte ich dazu die Hand bieten? Wenn der Kapitän zu sich kam, würde es einen schönen Tanz geben.

„Sie wollten?“ sagte ich daher nicht sehr bereitwillig, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen.

„Wollen Sie, daß ich allein gehen muß?“

„Sie würden bei Ihrer Schwäche sofort in's Wasser stürzen, denn das Schiff steht ganz schief.“

„Dann, bitte, unterstützen Sie mich. Ich bin ein krankes, schwaches Weib, bedroht und bedrängt stündlich von einem entsetzlichen Menschen, und Sie sind ein gesunder starker Mann — können Sie mir Ihre Hilfe versagen?“

Ich reichte ihr stumm den Arm.

Am Fuß der Treppe sank sie zusammen. Ich wußte nicht, was ich machen sollte, ich war in arger Verlegenheit. Ich umfaßte schließlich die Willenlose und trug sie die Treppe hinauf, und da ich sah, daß sie bei dieser Schwäche auf der schiefen Fläche doch nicht gehen konnte, turnte ich, die allerdings nicht Schwere in den Armen haltend, zum Achterdeck — eine trotz der verhältnißmäßigen Leichtigkeit der Bürde nicht geringe und sogar gefährliche Arbeit, denn ein unsicherer Tritt meinerseits, und wir wären unfehlbar durch die gewaltige Lücke in der Regeling in's Meer gestürzt. Endlich hielt ich mit meiner Last bei der Luke und setzte die Kranke, sie mit dem Rücken an den Maststumpf lehnend, auf den Boden des Decks nieder.

Sie erlangte bald wieder einige Kräfte. „Hinunter, geleiten Sie mich hinunter!“ stieß sie mit schwacher Stimme hastig hervor.

Was sollte ich machen? Vom Selbstgehen war keine Rede. Ich ergriff das schwache Wesen bei den Armen und ließ sie langsam und vorsichtig die Treppen hinuntergleiten. Dann öffnete ich die mir bezeichnete Kabinenthür und legte die Arme auf das in diesem Raume befindliche ganz neue und saubere Bett. Vorerst aber mußte ich es durch unterlegte Bretter die ich aufeinander festnagelte, gerade stellen. Dann lehnte ich die Thür an und überließ meinen Schützling, der diesen Schutz freilich gewissermaßen erzwungen hatte, seinem Schicksal.

Ein Zwang, ein Handeln gegen meinen Willen, eine Pein oder Last, dergleichen fühlte ich zwar nicht darin, das junge Mädchen unter meine Hut zu nehmen. Im Gegentheil, ich empfand ein tiefes Mitleiden mit dem schönen Kinde, und mein Herz schlug freudiger in dem Gedanken, sie ganz in meinem Schutze zu wissen. Die Sache kam mir nur sehr überraschend, und die Seltsamkeit der Lage, in welcher wir uns befanden, machte mich verwirrt. Die Verhältnisse hatten sich jetzt umgekehrt; statt des Kapitäns war jetzt ich ihr Beschützer, jedenfalls im höchsten Grade gegen seinen Willen, und seine Wuth über diesen Wechsel würde nicht gering sein. Was half aber, wie die Sachen nun standen, mein Grübeln und Ueberlegen? Ob mit Willen oder nicht, ich mußte handeln und die in meine Hut Gekommene vertheidigen, auch wenn zwanzig Kapitäne mich deswegen angriffen. Furcht verspürte ich nicht, dagegen müßte ich lügen, wenn ich sagte, daß ich der nächsten Zukunft nicht mit großer Sorge entgegengesehen hätte.

Der folgende Tag brachte bei meinem Schützling eine entschiedene Besserung. Die junge Dame war viel kräftiger und saß, als ich das Frühstück brachte, angekleidet an der geöffneten Fensterluke auf einem großen steilen Lehnsessel, der sich in der Kabine befand.

Der Raum war recht freundlich ausgestattet, jedoch sehr eng und schmal, für eine Kranke gar nicht geeignet, und ich begriff, weshalb der Kapitän die Schwerkranke in sein viel geräumigeres und luftigeres Zimmer gebracht hatte, dennoch schien das Mädchen sich hier heiterer und behaglicher zu fühlen. Sie wandte mir, als ich hineintrat, das Gesicht zu, auf dem ein sonniger, fast fröhlicher Zug lag.

„Ich habe nur dunkle, verworrene Vorstellungen von dem, was während meiner Krankheit auf dem Schiff geschah,“ begann sie mit matter, aber sehr angenehm klingender Stimme. „Es kam mir nur sehr unruhig vor. Jetzt jedoch scheint es auffallend still, und das Schiff eine ungewöhnliche Lage zu haben.“

Ich zögerte einen Moment, ob ich ihr die volle Wahrheit berichten sollte, sie erstand eben von einer schrecklichen Krankheit und war sehr schwach. Dann aber sagte ich mir, daß sie den Stand der Dinge nur zu bald erfahren würde. Ich schaute sie an, ihr Gesichtsausdruck sprach von einem klugen Geiste und ungewöhnlicher Intelligenz, ja ihre Züge, die gebogene Nase, der festgewölbte Mund, die breite Stirn zeigten etwas wie Kühnheit, festen Willen und Entschlossenheit.

Ich zögerte deshalb nicht zu sagen: „Mein Fräulein, Sie müssen sich darein finden, die „Kolumbia“ ist vollständig wrack, sie treibt auf den Wellen, verlassen von Mannschaft und Passagieren.“

Das Mädchen blickte mich darauf erschreckt und ungläubig an.

„Allein auf dem Meere?“ wiederholte sie.

„Ja, der Kielraum hat ein großes Leck. Aus diesem Grund, und weil durch einen Orkan die Ladung auf eine Seite gefallen ist, hat das Schiff auch diese schiefe Lage.“

Die Dame wurde bleich, ein Schauer überlief sie. „Allein mit ihm auf dem Wrack,“ sprach sie gleichsam vor sich hin. Dann kehrte sie mir wieder ihre Blicke zu. „Aber Sie, mein Herr? Ich erinnerte mich nicht, Sie vorher auf dem Schiff gesehen zu haben.“

„Als Schiffbrüchiger — unser Dampfer verbrannte während der Fahrt — rettete ich mich wie durch ein Wunder auf dieses Wrack, allein von vielen Gefährten, die wahrscheinlich sämmtlich den Tod in den Wellen gefunden haben.“

„So hat Sie der Himmel mir gesandt, mir zum Schutze, ich kann es mir nicht anders denken,“ rief sie mit einem dankerfüllten Blick nach oben und faltete ihre abgezehrten, weißen Hände. „Mir gesandt, damit ich nicht allein mit ihm hier bleiben solle. Sie werden mich nicht verlassen, mein Herr, Sie werden mich ihm nicht ausliefern!“ schloß sie angstvoll und flehend.

„Ich weiß nicht, welche Rechte der Kapitän über Sie hat, mein Fräulein, aber etwas Unrechtes soll Ihnen, so lange ich auf der „Kolumbia“ bin, nicht geschehen,“ bemühte ich mich, die Dame zu beruhigen.

„Er hat keine Rechte über mich, gar keine!“ rief die Dame eifrig. „Kapitän Stenton war ein langjähriger Freund meines Vaters, dessen ganzes Vertrauen er sich zu gewinnen wußte, so daß mich dieser in seiner letzten Krankheit anwies, mich nach seinem Tode in allen Fällen, wo ich Rath und Hilfe brauchte, nur an den Kapitän zu wenden. Er hat mich jahrelang durch erheuchelte väterliche Liebe getäuscht. Hier erst offenbarte er, daß er von einer wahnsinnigen, rasenden Leidenschaft zu mir besessen sei. Ich habe ihn mit Abscheu abgewiesen. Er hat mir erklärt, daß er mich heirathen würde, ob ich meine Zustimmung gäbe oder nicht; beharrte ich auf meinem Starrsinn, so wäre es unser Beider Tod. Sein Plan war schon lange überlegt. Unter falschen Vorspiegelungen wußte er mich zu veranlassen, an Bord seines Schiffes zu kommen, nachdem ich mein ganzes Vermögen flüssig gemacht und in guten Papieren mitgenommen hatte. Ich ahnte gar nicht, daß das Schiff nach Hamburg bestimmt sei, sondern glaubte nach New-Orleans zu fahren, wo ich alleinstehendes Mädchen bei Verwandten von ihm, wie er angab, Aufnahme finden sollte. Als ich ihn entrüstet abwies, ging er zu Drohungen über und sagte, daß er schon die Mittel in der Hand hätte, mich zu kirren. Wenn ich nicht Vernunft annähme, würde er

mich in Hamburg ohne einen Pfennig Geld ans Land setzen, und ich könnte dann sehen, was ich anfinge. Dabei zeigte er mir hohnlachend meine Werthpapiere, die er an sich genommen hatte, um sie, wie er mir bei der Abfahrt sagte, aufzuheben. Er bewahrte sie in einem Blechkasten auf. Sie haben das Packet jetzt, mein Herr, es müssen dreihunderttausend Dollars darinnen sein. Es scheint mir, daß der Kapitän auch finanziell schlecht steht."

„Hatten Sie denn sonst Niemand, als den Kapitän, an den Sie sich bei dem Tode Ihres Vaters hätten wenden können?" fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Niemand; ich zählte gerade damals siebzehn Jahre. Wir sind Deutsche und waren kaum ein Jahr in Amerika. Ich habe Niemand dort, an den ich mich wenden, bei dem ich Hilfe finden könnte; ich kenne keine Seele in Europa, denn wir lebten einsam und abgeschlossen in Genf. Ich stehe allein da, hilflos diesem Teufel gegenüber. Es bleibt mir nur übrig, ihn zu erschießen und dann mich, aber ich will nicht sterben, ich bin so jung, so jung noch. Ich möchte leben! Gerade nachdem ich diese furchtbare Krankheit überstanden, sehe ich die Sonne so gern, athme ich mit Wonne die erquickende Luft, scheint mir das Dasein so schön. O, helfen Sie mir, verlassen Sie mich nicht! Ich sehe Ihnen an, daß Sie das nicht thun können."

Die junge Dame sprach in abgebrochenen Sätzen, hastig, mit einer seltsamen Mischung von Angst, Bitten und Zutrauen. Ihre Worte, ihre ganze Art machten einen tiefen Eindruck auf mich. Die Dinge mochten liegen, wie sie wollten — hier auf dem Wrack hatte sie meine Hilfe angerufen, und so lange wir auf demselben uns befanden, sollte sie diese haben, und wenn ich meinen letzten Blutstropfen dafür einsetzen müßte — das sagte ich ihr. Nur das Geldpacket genirte mich; ich war ohne jede Kenntniß der Verhältnisse, junge Mädchen pflegen von Geschäftssachen wenig zu verstehen. Ich gab ihr daher das Packet zurück mit der Bitte, es von jetzt an selbst in Verwahrung nehmen zu wollen, da dies eine Angelegenheit sei, in welche einzugreifen ich mich nicht berechtigt fühle.



In der Klinik der zahnärztlichen Schule zu Paris. (S. 126)

Sie warf mir einen sonderbaren, halb fragenden Blick zu und barg das dicke Couvert unter ihrem Kopfkissen.

„Sie begrenzen Ihre Pflichten genau," antwortete sie mir etwas gekränkt. Ein Erröthen flog über ihr durchsichtiges Gesicht, als sie bei diesen Worten zu mir aufsah, dann wandte sie den Blick wieder zur Fensterluke hinaus.

Ich verließ nun die Kabine. —

Dreihunderttausend Dollars sind ein hübsches Vermögen, und dieses Mädchen war schön, sehr schön — das trat erst jetzt, jemehr die Krankheit wich, sichtlich hervor — eine aparte Schönheit in ihrer auffallenden Blondheit; ihre ganze Persönlichkeit war wie ein Strahl des Lichtes. Ich begriff, daß der Kapitän eine so heftige Leidenschaft für seinen Schützling fassen konnte. Allerdings, der Unterschied der Jahre war groß, aber die Liebe kehrt sich daran nicht, die sieht keine Klüfte und kennt keine Mauern. Wenn nun noch wirklich der Kapitän in finanziellen Schwierigkeiten sich befand, so waren die Bande doppelt stark, die ihn zu dem Mädchen zogen, das Feuer doppelt brennend. Das würde ein heißes Ringen geben, wenn er zum Bewußtsein dessen kam, was vorgefallen, und meine Lage war eine keineswegs beneidenswerthe. Gutwillig würde er die Sache sicher nicht hinnehmen, seinen Charakter kannte ich jetzt zur Genüge. Die ganze Sache hier auf dem gebrechlichen, ziellos treibenden Wrack war einfach schauerlich. —

Das waren meine Gedanken und Sorgen, unter deren Last ich mich zur Kapitänskajüte begab, um nachzusehen, wie es mit dem Kranken stünde. Aus Vorsicht schlich ich mich, lautlos kletternd, zur Treppenluke und schaute in die Kajüte hinab. Es war klug von mir, daß ich dies that, denn ich nahm wahr, daß der Kapitän sichtlich in der heftigsten Aufregung vor seinem Schränkchen, aus welchem ich den Revolver herausgenommen, kniete und hastig

Humoristisches: Das Sträuchlein.


Der Landesfürst von Hühnertrapp
Hielt einstmals eine Heerschau ab.


Ein Sträuchlein, das im Wege stand,
Hielt plötzlich seinen Fuß gebannt.


Fast wär' gekommen er zu Fall;
Ernst blickt' er auf den Feldmarschall.


Der Feldmarschall gibt diesen Blick
Verstärkt dem General zurück.


Der seinerseits nun nicht verhehlt,
Daß schlecht sei das Terrain gewählt


Der Oberst richtet 'ne Beschwerde
An die zuständige Behörde.


Der Bürgermeister, sehr verstimmt,
Von der Beschwerde Kenntniß nimmt.


Und schreibt als resoluter Mann:
Die Sache ginge ihn nichts an.


Weshalb, wie zu erwarten stand,
Ein heftiger Prozeß entbrannt.



Manch' Jährlein wogt er hin und her,
Der Aktenberg schwoll immer mehr.
Durch sämmtliche Instanzen ging er,
Die Kosten wurden nicht geringer.


Die oberste Gerichtsgewalt
Entschied die Sache dergestalt
Es müsse die Civilbehörde
Den Strauch entfernen aus der Erde.


Als so die Sache war entschieden,
Da machten beide Theile Frieden
Und schickten Deputationen,
Um dem Ausreißen beizuwohnen.


Doch siehe da — wie wunderbar:
Was ehedem ein Strauch nur war,
Ein starkes Bäumchen, dicht und kraus,
War mittlerweil' geworden d'raus.


Und Einer sah den Andern an,
Und schließlich lachte Jedermann
Und sprach: „Wir waren rechte Thoren!
Das Bäumchen bleibe unverloren!"


Doch Zwei, die heut' im kühlen Schatten
Des Bäumchens sich gelagert hatten,
Die konnten preisen nicht genug
Den langsamen Instanzenzug.

suchte. Sein Kopf zitterte heftig, und seine Arme wühlten krampfhaft unter den Büchern und Instrumenten.

Ich hatte genug gesehen; leise, wie ich gekommen, ging ich zurück, eilte zum Achterdeck, zur Mannschaftslogisluke, schloß dort die Thür und brachte schnell die Verbarrikadirung, drei tüchtige Sicherheitsbalken, an. Einige Schritte von der Treppe befand sich die Kabine des Fräuleins. Ich hielt es für nöthig, ihr davon Mittheilung zu machen, wie die Sache stand. Die Dame nahm meine Worte überraschend ruhig auf.

„Wir haben den Revolver," sagte sie, „und er hat keine Schußwaffen. So dumm ist er in seiner wildesten Wuth nicht, sich todtschießen zu lassen. Er mag kommen. Sie haben doch den Revolver zur Hand?" frug sie mich.

Ich bejahte und eilte an die Thür, um durch mein Guckloch zu schauen. Das war nicht mehr nöthig, denn schon erschollen mächtige Hiebe, Beilhiebe an der Thür. Es krachte und und splitterte. Ich hatte nicht daran gedacht, das große Zimmermannsbeil, vermittelst welchem ich auf Deck gezimmert hatte, zu uns hinunter zu nehmen. Unsere Sache stand dadurch bedeutend weniger gut.

„Kapitän," rief ich jetzt dicht an der Thür, als der Mann, wahrscheinlich aus Schwäche, um etwas zu verschnaufen, in seinem rasenden Schlagen eine Pause machte, „lassen Sie das Hauen sein, oder ich schieße."

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Georg von Griechenland.

(Mit Porträt auf Seite 121.)

Die Entsendung einer Torpedobootflottille unter dem Befehle des jungen Prinzen Georg von Griechenland aus dem Piräus nach Kreta hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen zweiten Sohn des Königs Georg I. und der Königin Olga von Griechenland gelenkt. Prinz Georg, dessen Porträt wir auf S. 121 bringen, ist am 24. Juni 1869 zu Korfu geboren und bekleidet gegenwärtig den Rang eines Fregattenkapitäns in der griechischen Marine. Er hat einen großen Theil seiner Jugend in Kopenhagen verbracht und ebendort auch seine militärische Ausbildung erhalten. Der Prinz war Zögling der Kopenhagener Seekadettenschule und dänischer Marineoffizier, bevor er in die griechische Marine eingereiht wurde. Seine außerordentlichen Körperkräfte verschafften ihm schon früh eine Art Berühmtheit; sie kamen ihm auch zu Gute, als er in Japan den Mordstahl eines Fanatikers von dem Haupte seines Vetters, des damaligen Großfürsten-Thronfolgers und jetzigen Zaren Nikolaus II., ablenkte. Die beiden nahen Verwandten verband schon vorher eine innige Freundschaft, die durch jenen Akt der Lebensrettung noch mehr gekräftigt worden ist.

In der Klinik der zahnärztlichen Schule zu Paris.

(Mit Bild auf Seite 124.)

Die unter der Oberleitung von Professor Damais stehende zahnärztliche Schule (Ecole dentaire) zu Paris bildet ihre Zöglinge, unter denen auch das weibliche Geschlecht vertreten ist, unter der Leitung hervorragender Fachmänner theoretisch und praktisch aus. Das Bild auf S. 124 versetzt uns in die Klinik dieser Schule, wo die Zöglinge nach Anweisung der Lehrer an den von Zahnschmerzen und allen möglichen Zahnkrankheiten gequälten Patienten ihre Operationen ausführen. Bald handelt es sich um das Füllen hohler Zähne oder um das Ausziehen von solchen. Es werden Nerven getödtet, Zahnfisteln behandelt und endlich auch einzelne künstliche Zähne oder ganze Gebisse eingesetzt. Man sieht nichts wie schmerzverzerrte Züge und vernimmt nichts als Stöhnen und Schreie. Unbeirrt dadurch aber müssen die Zöglinge des Instituts ihren Pflichten nachkommen und sich in ihrer Kunst vervollkommnen.

Ein Distanzritt vor zweihundert Jahren.

Geschichtliche Erzählung von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Die ganze Nacht zum 13. Februar 1696 war dichter Schnee gefallen, und trüb, kalt und stürmisch erwachte der Morgen dieses Tages. Dessenungeachtet ging es auf dem Marktplatze von Wiener-Neustadt, etwa sechs Meilen südlich von Wien gelegen, schon bei Tagesanbruch recht lustig zu. Von allen Seiten kamen Männer, Frauen, kurz Personen jeden Alters und Geschlechtes in hellen Haufen herbei und paarten sich um das Gerüst, das an der Schmalseite des langgestreckten Platzes errichtet war.

Man konnte es von Ferne für ein Schaffot halten, allein es war nichts weniger als dies, denn Reisigguirlanden und Kränze, Fähnlein und Wappen in verschiedenen Farben zierten es, und mehrere sehr vornehm aussehende Männer schritten oben auf und nieder. Leise sprachen sie untereinander von dem bösen Wetter.

„Wie das braust und stürmt," sagte der Eine. „Was gilt's, der Weg nach Wien ist stellenweise verweht und Styrum verliert sein Spiel."

„Wohl möglich," meinte ein Anderer. „Aber da kommt er selbst und zuversichtlicher denn je. Seht nur!"

Aller Augen wandten sich dem jungen Manne zu, der in diesem Momente die Bühne betrat. Es war Graf Hermann v. Limpurg-Styrum, Oberstlieutenant eines bayreuthischen Dragonerregiments, ein gar berühmter Reitersmann und tapferer Degen. Mit edlem Anstande begrüßte er die Anwesenden.

„Das Wetter ist schlecht, ihr Herren," sprach er dann, „indeß seid unbesorgt, ich komme dennoch zur rechten Zeit an's Ziel, und Lord Kenilworth, der es wagte, die englische Reiterei über die deutsche zu stellen, soll dieser ein Loblied singen, das ganz Europa durchschallen wird. Ich hätte sicherlich nicht gewettet," fuhr er rasch fort, „wenn die Leistung, um die es sich handelt, unmöglich wäre. Aber sie ist es nicht. Ich bin's gewohnt, auf meinem Pluto eine Meile in einer Viertelstunde zurückzulegen, und so konnte ich mich denn getrost verbindlich machen, von hier um neun Uhr Morgens abzureiten und auf demselben Pferde spätestens um zehn Uhr fünfundvierzig Minuten beim Sankt Stephansdome in Wien einzutreffen."

Graf Styrum sprach die volle Wahrheit. Er hatte diese Wette am Abend des 11. Februar, während eines Festes bei dem General van der Vehlen, mit dem englischen Gesandten am Wiener Hofe, Lord Kenilworth, abgeschlossen, und war nun bereit, sie auszutragen.

Großes stand auf dem Spiele. Die Ehre der deutschen Reiterei und das Glück zweier Herzen, die sich innig liebten. Außerdem galt's noch tausend Dukaten. Dieses Uebereinkommen war den Herren natürlich wohlbekannt. Man hatte es ja in ihrer Gegenwart abgeschlossen, und sie waren erwählt worden, den richtigen Abritt Styrum's aus Neustadt zu überwachen.

Derselbe sollte nun bald erfolgen. Ungeduldig scharrte bereits der Rappe den schneebedeckten Boden. Es war ein schönes, ungewöhnlich hohes und starkes Thier, nachweislich deutscher Abkunft. Seine Haut glänzte wie Sammet, das große Auge sprühte Lebenskraft und der stolz erhobene schöne Kopf mit der sternförmigen Blässe auf der Stirne verrieth deutlich, daß Pluto vor dem Ostwind, den so Viele für ein unbesiegbares Hinderniß des Rittes erklärten, nicht die mindeste Furcht empfinde. Muthig schäumte er in die Zügel. Styrum hatte Mühe, ihn festzuhalten, bis die neunte Stunde schlug.

Kaum aber war deren letzter Schlag verhallt, und kaum hatte sich auf der Kampfrichterbühne eine rothe Fahne gesenkt, da ließ der Graf die Zügel fahren.

Das war genug. Pluto wußte, was er zu thun habe. Er jagte von dannen, hinein in Schnee und Wind. Im nächsten Momente schon war er den Blicken der auf dem Marktplatze versammelten Menschenmenge entschwunden.

Styrum jagte auf dem kürzesten Wege der Landstraße zu, denn er hatte wahrlich nicht viel Zeit zu verlieren. Sechs Meilen in sieben Viertelstunden bei diesem Wetter, es war wahrlich keine Kleinigkeit, indeß sie mußten zurückgelegt werden, denn sonst war die Geliebte für ihn verloren.

„Sie bleiben die nächsten zehn Jahre unvermählt, wenn Sie unterliegen," hatte Lord Kenilworth gesagt, nachdem er sich verbindlich gemacht, für den Fall des Sieges Styrum's die deutsche Reiterei öffentlich als die erste der Welt anzuerkennen, und dem Oberstlieutenant war natürlich nichts Anderes übrig geblieben, als auch diese Bedingung anzunehmen. In Erinnerung daran kämpfte er nun wacker gegen den immer stärker werdenden Sturm, der ihn von seinem Weg abzudrängen suchte.

In nicht ganz einer Viertelstunde war die erste Meile bezwungen, und dreizehn Minuten später lag der dritte Theil des Weges hinter dem Reiter. Das war viel mehr, als er erwartet hatte.

Und fort ging es in gleich tollem Jagen. Pluto bedurfte hierzu gar keiner Aufmunterung. Er schien zu wissen, was von seiner Schnellfüßigkeit abhing, und übertraf sich selbst. Anstatt in zweiundfünfzig, hatte er die Hälfte der Entfernung in vierundvierzig Minuten bezwungen.

Jetzt verschnaufte er sich ein wenig, dann aber setzte er sich gleich wieder in Galop und hatte sich fünf Minuten vor zehn Uhr Wien bereits bis auf zwei Meilen genähert.

Der Reiter triumphirte. Jetzt erst, wo der größte Theil des Weges hinter ihm und das Ziel erreichbar nahe lag, gestand er sich's, daß ihm denn doch ein wenig bange geworden war, als er früh Morgens in den stürmischen Tag hineingeblickt hatte. Der Gedanke an Charlottens leicht möglichen Verlust hatte ihn erfaßt, aber das war nun vorüber. Zwei Meilen in drei Viertelstunden, das war ein Kinderspiel für Denjenigen, der ein Roß wie Pluto unter sich hatte. Noch war's so frisch wie zu Beginn des Rittes. Seine Sicherheit und Schnelligkeit ließ nichts zu wünschen übrig, und nur die eine Gefahr drohte dem Reiter, daß er irgendwo am Wege von Freunden und Bekannten erwartet und durch Begleitung in seinem weiteren Fortkommen gehindert werden könnte.

Und diese Befürchtung, die ihn so plötzlich erfaßte, schien sich zum Theil wenigstens erfüllen zu sollen, denn schon kam ihm ein Reiter entgegen.

Styrum kannte den Mann. Es war der Marchese Cypriani, ein in der damaligen Gesellschaft nicht eben angesehener Patron. Viele wollten in ihm einen Abenteurer wittern, und in diesem Lichte war er auch dem Grafen erschienen. Er machte daher nicht viele Umstände mit ihm.

„Kommt mir nicht zu nahe!" herrschte er ihn an. „Ich kann wahrlich kein Geleite brauchen."

„Das glaube ich wohl!" lachte der Marchese spöttisch und versetzte vorbeireitend dem Pferde Styrum's einen derartigen Hieb, daß es erschreckt einen Seitensprung machte und mit seinem Reiter nicht nordwärts gegen Wien, sondern querfeldein, gegen Osten von dannen jagte.

Styrum erkannte sofort die Gefahr, in der er schwebte, und bemühte sich, das durch die

ungewohnte Behandlung scheu gewordene Roß zu zügeln. Indeß vergebens. Der Rappe galopirte wie rasend in der dem Ziele völlig entgegengesetzten Richtung, und Ehre und Lebensglück, Alles war verloren, wenn es nicht in der nächsten Minute gelang, seinen Lauf gegen Norden zu lenken.

Wird es ihm gelingen?

Cypriani mochte daran zweifeln, denn er lachte schadenfroh aus vollem Halse und sprengte in der Richtung gegen Wien von dannen, vielleicht um aus dem allem Anscheine nach verunglückten Wettritte Kapital zu schlagen.

— — — — — — — — — — —

Die Kunde von der Wette Styrum's und Lord Kenilworth's hatte sich in der alten, schon damals sehr lebens- und schaulustigen Kaiserstadt rasch verbreitet und in allen Kreisen der Bevölkerung das größte Interesse erregt. Seit vierundzwanzig Stunden sprach man von nichts Anderem als dem Wettritte und sah der Entscheidung mit größter Spannung entgegen. Viel Volk wogte in den Straßen, durch welche Styrum kommen mußte. Die Mehrzahl zweifelte indeß an seinem rechtzeitigen Erscheinen. Er hätte sich zwei und eine halbe Stunde bedingen sollen, dann wäre sein Sieg wahrscheinlich, meinten die guten Leute und harrten in größter Spannung dem Schlage der verhängnißvollen Stunde entgegen, der über Sieg oder Niederlage des Grafen entscheiden mußte.

Jedermann wußte ja, was er auf's Spiel gesetzt, und allgemein wurde Charlotte van der Vehlen, Styrum's holde Braut, bedauert. Selbst ihr Vater, ein alter Haudegen, dachte zur Stunde wahrlich nicht an deutsche Reiterei, deren Rang und Ehre Styrum wahren sollte, sondern nur daran, daß sein theures einziges Kind den Geliebten ihres Herzens vielleicht verlieren oder als Braut verblühen müßte. Wie bleich war sie, was mußte sie leiden!

„Mein armes Mädchen,“ sagte er, und seine Hand fuhr dabei liebkosend über ihren Scheitel, „ich mache mir die bittersten Vorwürfe, gegen des Engländers harte Bedingung nichts eingewendet zu haben. Ach, ich schwieg dazu im Vertrauen auf Hermann's Reitkunst und die Schnelligkeit seines Pferdes. Doch hätte ich diesen entsetzlichen Sturm ahnen können, ich würde die Wette niemals zugegeben haben.“

Charlotte seufzte nur und preßte die Hand auf das Herz. Eine innere Stimme flüsterte ihr unaufhörlich zu, Hermann habe sie ohne Noth, leichtsinnig auf's Spiel gesetzt, er liebe sie also nicht so sehr, wie er oft geschworen; allein sie wollte dieser Stimme kein Gehör geben, sie entschuldigte ihn, indem sie sagte, daß der Stolz des Mannes auch vor dem höchsten Einsatze nicht zurückschrecken darf, wenigstens in ihren Gesellschaftskreisen nicht, wo die ritterliche Ehre Alles gilt. Aber ach, was war das für eine Welt, wo beständig Liebe und Glück auf dem Spiele steht, dem Trugbild eines äußeren Ehrbegriffes geopfert zu werden.

Der General schien die Gefühle seines Kindes zu ahnen und beschloß daher, einen Schritt zu thun, der seiner Ansicht nach nicht ohne Folgen bleiben konnte. Er wollte bei den Kampfrichtern mit Hinweis auf den ganz ungewöhnlich heftigen Sturm, mit dem Styrum zu kämpfen hatte, gegen die Giltigkeit der Wette protestiren.

Es war jetzt zehn Uhr. Binnen einer halben Stunde mußten die von der Spinnerin am Kreuz, einer altehrwürdigen Denksäule auf der Höhe des Wienerberges, bis in die Stadt in gemessenen Entfernungen aufgestellten Trompeter das verabredete Zeichen geben, daß der Graf nahe. Gaben sie's nicht, dann hatte er die Wette verloren, und der General mußte handeln. Mit Bangen verfolgte er den Zeiger der auf dem Kaminsims stehenden Uhr. Gemessen wie immer rückte er voran. Jetzt war's schon zwanzig Minuten nach zehn Uhr und noch immer nichts. Der General hielt's nicht länger aus, er stürzte aus dem Gemach und bald darauf aus dem nahe am Kärntnerthore gelegenen Hause. Charlotte war allein. Eine unendliche Bangigkeit erfaßte sie. Hörbar pochte ihr Herz, und ein Schmerz wühlte darin, ein Schmerz, wie sie ihn damals empfunden, als sie an dem offenen Grabe stand, in das sie die geliebte Mutter senkten. Er kommt nicht — verloren, Alles verloren!

Doch da plötzlich ein dumpfer, verhallender Ton. Was war das? — Ein Trompetenstoß?! Charlotte eilte an's Fenster.

„Hurrah!“ schlug es an ihr Ohr, und sie sah das Volk in hastiger Bewegung. Alles blickte gegen Süden, und dort, dort, schon nahe dem Thore, sauste ein Reiter daher. Weiß war sein Mantel, schwarz sein Roß, wie Karfunkel blitzten seine Augen.

Er ist es, er ist es!

Unendliche Seligkeit erwachte in Charlottens Herzen. Unter Thränen lächelnd stand sie am Fenster — regungslos. Das Volk aber wogte durcheinander, und betäubendes Jubelgeschrei hallte dem in Karrière heransausenden Reiter entgegen.

Das Schicksal hatte sich ihm günstig erwiesen, Graf Hermann v. Limpurg-Styrum sprengt durch das Kärntnerthor, er hat das unmöglich Scheinende vollbracht, er ist dem Ziele nahe, er erreicht es zur rechten Zeit.

Zur rechten Zeit?

Charlotte hofft es, und im Gefühle unsagbarer Freude erwiederte sie den Gruß des an ihrem Fenster vorbeijagenden Reiters. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil saust er dahin auf den Stephansplatz, an den rothbehangenen, mit Tausenden von Menschen besetzten Tribünen vorüber, bis in die Rothenthurmstraße. Dann wirft's der Reiter herum und trabt gemächlich zu der Richterbühne vor dem Riesenthore des altehrwürdigen Domes.

Dort werden Fahnen geschwenkt und Fanfaren, geblasen und mit ihren befeuernden Klängen mischt sich das Jubelgeschrei des Volkes. „Gesiegt, gewonnen! Hurrah!“ tönt's zu den sturmgepeitschten Wolken empor, aus denen jetzt die Sonne bricht und das seltene Schauspiel überstrahlt mit goldenem Glanze.

Nur Einer steht in gedrückter Stimmung da und lächelt verbissen. Und dieser Eine ist Lord Kenilworth, Derjenige, der noch vor zehn Minuten erklärte, überzeugt zu sein, des Grafen maßloser Ehrgeiz und seine unzeitige Ueberhebung würden und müßten diesmal durch eine entschiedene Niederlage gedämpft werden. Und nun ist's ein entschiedener und entscheidender Sieg, denn die Thurmuhr bei St. Stephan zeigt genau fünf Minuten nach halb elf Uhr. Styrum hat also den Ritt trotz Sturm und Schnee und menschlicher Bosheit in fünfundneunzig Minuten vollbracht. Und dabei ist, wie die Kampfrichter erklären, Mann und Roß im besten Zustande.

Der Jubel war unbeschreiblich. Graf Styrum wurde nun als „sieggekrönter Wahrer der deutschen Reiterehre“ gefeiert und sein Ritt zum Hause des Generals van der Vehlen, wohin ihn sein Herz zog, glich einem Triumphzuge. Nur schrittweise kam er vorwärts.

Endlich schlossen sich die Thore des Gebäudes, das sein Liebstes beherbergte, hinter ihm und dem treuen Pferde, endlich war dieses wohl versorgt, und der Graf konnte sich in das Gemach begeben, wo der General und Charlotte seiner harrten.

Mit welchen Gefühlen das Mädchen dem Verlobten entgegentrat, läßt sich denken. Sie hatte ihn ja verloren gegeben, und nun gehörte er wieder ihr, und kein Ungefähr konnte ihn ihr mehr rauben. Voll Wonne und Seligkeit, unter Thränen lächelnd, reichte sie ihm den versprochenen Siegespreis, einen Kranz aus Lorbeer und weißen Rosen.

Ja, der Sieg war errungen, aber wie furchtbar nahe hatte der Verlust gedroht! Charlotte schauderte, als ihr Styrum von dem Schurkenstreiche Cypriani's erzählte, und wie es ihm nur mit dem Aufgebote jener Kraft, welche die Verzweiflung verleiht, gelungen war, das scheue Roß wieder nach Norden abzulenken und so doch rechtzeitig an's Ziel zu kommen.

Natürlich war Styrum der Held des Tages, und der wackere Pluto wurde allgemein angestaunt. Man nannte ihn nicht anders als „das geflügelte Roß“, die Leistung aber, die Styrum auf dem Rücken dieses Pferdes erzielte, hieß „der Wunderritt“ und wurde der Sitte der damaligen Zeit gemäß auf Flugblättern, von denen noch verschiedene vorhanden sind, in Wort und Bild, in Prosa und in Versen gefeiert.

Von Cypriani's Schurkenstreich ist indeß nirgends die Rede. Wahrscheinlich, weil Styrum großmüthig darüber schwieg, die Heimzahlung dem Schicksale überlassend. Und diese ist denn auch später erfolgt, denn der Marchese wurde bereits im Jahre 1699 in Berlin verschiedener Verbrechen wegen aufgeknüpft; der Graf aber fast um dieselbe Zeit zum Feldmarschall befördert.

Er hat als solcher die deutsche Reiterei wiederholt zu Sieg und Ruhm geführt, für uns aber ist er besonders denkwürdig als ein Distanzreiter, der zu siegen wußte, ohne sein Pferd zu Tode zu hetzen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Geschicklichkeit der indischen Gaukler. — Nach den Schlachten am Sutledsch in Indien (1844) wurde das englische Lager von einem berühmten indischen Jongleur besucht, dessen Vorstellungen der General Napier mit Familie und Stab beiwohnte. Unter anderen Künsten hieb der Indier eine auf der flachen Hand seines Gehilfen ruhenden Citrone mit einem einzigen Hieb seines krummen Säbels mitten durch. Einen so kleinen Gegenstand wie eine Citrone auf der flachen Hand mit einem Schwunghiebe durchzuschneiden, ohne die Hand zu verletzen, hielt der General für unmöglich, obgleich ein ähnliches Kunststück in Walter Scott's Roman „Der Talisman“ erwähnt wird. Er schrieb es eher einer Täuschung als der Geschicklichkeit zu, und um sich von der Wahrheit zu überzeugen, forderte er den Indier auf, das Kunststück bei ihm selbst zu probiren, und zu diesem Zwecke hielt er ihm seine rechte Hand hin. Der Künstler betrachtete aufmerksam die dargereichte Hand und lehnte es ab, den Versuch zu machen.

„Das erwartete ich!“ rief der General. „Schwindel!“

„Durchaus nicht,“ antwortete der Künstler; „lassen Sie mich die linke Hand sehen!“

Napier gehorchte, und nach genauer Untersuchung erklärte der Indier, das Kunststück zu machen, wenn der General den Arm ruhig halten wolle.

„Aber warum die linke Hand und nicht die rechte?“ fragte Napier.

„Die rechte Hand ist in der Mitte hohl,“ erwiederte der Jongleur, „und ich könnte Ihnen leicht den Daumen abhauen. Die linke ist flacher und die Gefahr daher minder groß.“

Napier gestand, daß er überrascht wurde. „Ich war jetzt überzeugt,“ sagte er später, „daß es wirklich eine Probe ungemeiner Geschicklichkeit war, und ich muß aufrichtig gestehen, daß, wenn ich den Mann nicht einen Schwindler geschimpft und ihn in Gegenwart meiner Adjutanten aufgefordert hätte, die Probe auf meiner Hand zu wiederholen, ich gern darauf verzichtet und mich zurückgezogen haben würde. Da ich dies jedoch nun nicht mehr thun konnte, legte ich eine Citrone auf die flache Hand und streckte den Arm aus. Der Indier balancirte einen Augenblick, holte aus und hieb. Die Citrone fiel, mitten durchschnitten, in zwei Hälften zur Erde. Ich fühlte die Schärfe des Säbels, als wenn ein kalter Faden über die Hand gezogen würde.“ [C. T.]

Der Eindruck des Todes bei den Thieren. — Der Tod erzeugt bei vielen Thierarten einen gewissen Schrecken. Er reizt ihre Einbildung und vermag in ihnen sogar Halluzinationen hervorzurufen. Bei vielen in Gesellschaft lebenden Arten bemerkt man bei dem Tode eines Kameraden eine allgemeine Verzagtheit, sie drängen sich zusammen und geben dabei das Schauspiel einer großen Aufregung, wie man dies besonders bei Papageien, Meisen, Wasserschwalben, Gazellen u. a. beobachtet, wenn sie ängstlich klagend um ihren todten Kameraden herumlaufen. Manche dieser Trauerscenen gleichen auffallend denen, die bei uns Menschen auf den Tod einer geliebten Person folgen; denn sie zeigen uns oft denselben verzweifelten Schmerz und selbst unfruchtbare Versuche, den entflohenen Lebensfunken wieder zurückzurufen, wie der Mensch, der ein geliebtes Wesen verloren hat, sich oft noch lange sträubt, an den Tod desselben zu glauben. So hat man Krähen einen getödteten Genossen aufsuchen sehen, der als Vogelscheuche aufgehängt war. Ein Taubenweibchen, dessen Männchen dasselbe Geschick ereilt hatte, wich nicht von dem Orte und lief unaufhörlich um den Pfahl herum, von dem ihr todtes Männchen herabhing, so daß ihre Schritte nach Verlauf von einigen Tagen einen Pfad um denselben getreten hatten. Ein Aras, dessen Weibchen man getödtet hatte, verfolgte den Jäger bis in sein Haus in der Stadt, wo er sich auf sein todtes Weibchen herabstürzte, so daß man ihn leicht mit den Händen greifen konnte. — Die Ameisen beseitigen die todten Fremdlinge und scharren die Leichen ihrer Kameraden unter die Erde. Mac Cook beschreibt ausführlich die Gewohnheiten, welche die Ameisen bei ihren Begräbnissen beobachten. Er sah einmal geflügelte Ameisen acht fremde Ameisen umbringen, die in eine neue Kolonie eingedrungen waren. Die Kolonisten schleppten die Leichen im ganzen Bau herum, als ob sie einen geeigneten Ort suchten, wo sie dieselben niederlegen könnten. Darauf machten sie einen kleinen Graben, in den sie einige Leichen einscharrten. Doch schien ihnen der Platz nicht recht passend, weshalb sie für die übrigen ein anderes Terrain wählten.

Frau Treat hat ähnliche Thatsachen beobachtet. Sie sah einst, wie Ameisen (Formica sanguinea) todte Sklaven aus ihrem Bau hinaustrugen und an der Seite ihrer verstorbenen Kameraden einscharrten. Auch Frau Hutton, die ihre Beobachtungen der Linnéschen Gesellschaft in London mittheilte, bemerkte einst, als sie einige Soldaten einer Ameisenkolonie getödtet hatte, daß die Ameisen die Todten emporhoben und davontrugen, während eine große Anzahl nachfolgte, von der die Träger von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Als sie endlich an eine sandige Stelle gekommen waren, scharrten sie für jeden Leichnam eine kleine Vertiefung und bedeckten schließlich das Ganze mit Sand. Diese Beobachtung wird vom Prediger Farren White bestätigt.

Forbes erzählt von einem Jäger, der einen Affen getödtet und mit in sein Zelt genommen hatte, daß sich derselbe bald von einer ganzen Schaar Affen umgeben sah. Durch einige Flintenschüsse jagte er zwar die Schaar der Belagerer in die Flucht; allein der Anführer drang bis an den Eingang des Zeltes vor und hörte nicht auf zu klagen und zu jammern. Um ihn los zu werden, gab ihm der Jäger den Leichnam zurück, den er zärtlich in seine Arme schloß und eiligst zu seinen Kameraden zurückbrachte.

Manche Frage wird sich hier dem Leser aufdrängen, aber die wahre Lösung derselben wird uns wohl immer ein Geheimniß bleiben. Was wird aus dem einzeln lebenden Thier? Niemand weiß es — und dennoch erblickt man im Freien so selten einmal eine kleine Thierleiche. Von welchem Gesichtspunkte aus man diese Erscheinungen auch betrachtet, so sind sie doch interessant genug, durch nüchterne Beobachtungen darüber mehr Licht zu verbreiten. [L. Haschert.]

Schlechtes Vorbild. — Der Professor Thomé in Genf hielt einst seinem achtjährigen Sohn eine Standrede, weil er bemerkt hatte, daß dieser zuweilen die Unwahrheit sage.

„Merke Dir, mein lieber Theophil, daß es eine große Sünde ist, zu lügen; also befleißige Dich stets und unter allen Umständen der Wahrheit. Verstanden?"

Der Sohn versprach dem Vater ernstlichst, dies immer thun zu wollen.

Da klopfte es.

Der Professor, welcher nicht ohne Grund das Erscheinen der geschwätzigen Nachbarin vermuthete, sagte schnell zu dem Knaben: „Theophil, sollte es die Nachbarin Millot sein, so sage ihr, es sei Niemand von uns zu Hause!"

„Aber, Papa," rief der kleine Theophil, „wie soll ich das machen, ohne zu lügen?" [—dn—]



Ein Wasservelociped auf der Themse.

Ein Wasservelociped auf der Themse.

(Mit Abbildung.)

In neuerer Zeit sind die verschiedensten Konstruktionen von Wasserfahrrädern aufgetaucht. Eine davon ist das Hydrocycle oder Wasservelociped des Engländers Cooper, das unsere Abbildung auf der Themse während der Fahrt zeigt. Es ist im Wesentlichen ein nach Art der Wettruderskiffs gebautes Fahrzeug, das, anstatt durch Ruder, mittelst mehrerer kleiner Schaufelräder fortbewegt wird. Diese sind inmitten des Fahrzeugs unter Wasser angebracht und werden von geübten Bicyclefahrern durch Treten in Umdrehung versetzt. Jeder der drei Radfahrer hat einen sattelartigen Sitz gleich dem des Fahrrades und vor sich eine Lenkstange als Stütze der Hände, mit deren vorderster das Steuer in Bewegung gesetzt wird. Rechts und links angebrachte bootartige Schwimmer aus Kupfer sollen dem leichten Fahrzeug mehr Stabilität geben und das Umschlagen des Fahrzeugs verhindern. Die mit den Füßen auf die Schaufelräder ausgeübte Kraft ist eine so bedeutende, daß das Wasservelociped an Schnelligkeit selbst ein dreiruderiges Wettrennskiff übertrifft.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 15:

Der Wohlthat ist bald vergessen, aber der Uebelthat gedenkt man lang.

Zahlen-Räthsel.

In meines Lebens 6, 5, 3 und 4,
Als Locken noch um meine Stirne flogen,
Bin häufig ich aus unserm Städtchen hier
Voll Wanderlust in's Schweizerland gezogen.

Im schönen 6, 2, 4, 5, 1 und 3,
Der Stadt am See, den Schiffe stolz durchgleiten,
Nahm ich Quartier, und wie ein Vogel frei
Durchschritt ich froh das Land nach allen Seiten.

Nun ist die Zeit der gold'nen Jugend fort;
Die frohe Wanderlust ist mir vergangen,
Und 1 bis 6, das allverhaßte Wort,
Gräbt tief sich ein auf Stirne mir und Wangen.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Tausch-Räthsels: 1) Birke, 2) Stellung, 3) Meise, 4) Lohn, 5) Leber, 6) Schalter, 7) Feuer, 8) Fremde, 9) Kraft, 10) Däne, 11) Segel, 12) Regel, 13) Braut, 14) Landau, 15) Brust, 16) Lauf, 17) Bader, 18) Kleie, 19) Henne, 20) Eichel, 21) Zwerg, 22) Hans, 23) Grat, 24) Welle, 25) Zinn, 26) Hagel, 27) Ritter, 28) Pelz, 29) Kalb = Kein Baum fällt auf den ersten Hieb;

des Kapsel-Räthsels: Eidam, Ida.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.